

ASIATISCHE FACETTEN

Kapitel 15 – Thailand

„Tropengarten, Palmenstrand und Jazzmusik“

Morgens fliegender Wechsel: vom Zug in den Bus, und gegen 10:00 Uhr sitzen wir im Dschungel. Eine kleiner Ort, entlang der einzigen Straße einige Bungalowsiedlungen, wenige Restaurants, zwei kleine Supermärkte, kaum Reisende. Wir nehmen die erst beste Unterkunft, Lust zum Suchen hat keiner von uns und etwas Besseres wird sich später schon finden. Frühstück, und dann machen wir uns auf den Weg zum Besucherzentrum des Nationalparks, erkundigen uns nach Wandermöglichkeiten und Touren zum Chiao-Lan-See. Der Khao Sok Nationalpark, im Dezember 1980 ins Leben gerufen, hatte zunächst eine Größe von 645 km². Kurz darauf wurden die Grenzen verschoben, um mit dem Bau eines Staudamms einen Teil des Parkes zu fluten. Der so entstandene See ist mit 162 km² rund doppelt so groß wie der Chiemsee. Dicht bewachsene Kalksteinberge ragen überall empor, die Gegend erinnert mich an die Halong-Bucht in Vietnam. 2001 wurde der Park auf 739 km² erweitert und beherbergt neben Makaken, Tigern, Leoparden und schwarzen Pantheren zahlreiche Hirscharten, Büffel, Bären, Wildhunde, Pfauen, Fasane, Nashornvögel und sogar wilde Elefanten sollen hier heimisch sein. Ein weiteres Highlight ist die größte Blume der Welt. Bis zu 100 cm Durchmesser erreicht die am Boden wachsende Blüte der Rafflesia, die erst Ende der Neunziger im hiesigen Regenwald entdeckt wurde. Außer einigen Affen sehen wir in den nächsten Tagen leider keine größeren Tiere. Dazu müsste man wahrscheinlich tiefer in den Dschungel, am besten nachts. Kein Bedarf!

Bis zum späten Nachmittag streifen wir durch die Umgebung und entdecken die optimale Unterkunft. Wir reservieren für die kommenden Tage. Zum Abendessen schaffen es Christoph und ich gerade noch trockenen Fußes in ein Restaurant, dann explodiert der Himmel. Wir sind die einzigen Gäste und während des Essens schüttet es sintflutartig, die Kneipe wird zur Arche. Auf die überdachte Terrasse flüchten sich ein streunender Hund, auch eine Katze und ein bunter Frosch. Wir mögen Reptilien und so darf Quakie einige Runden über unseren Tisch hüpfen.

Am nächsten Morgen strahlt der Himmel wieder. Umzug ins „Morning Mist Resort“. Eine erstklassige Anlage inmitten eines üppigen tropischen Gartens. Die Chefin liebt die schönen Dinge des Lebens, ist eine phantasievolle Köchin, sammelt exotische Pflanzen und hat Sinn für Gestaltung und Dekorationen. Liebevoll widmet sie dem Garten viel Zeit und Geduld. Unter Palmen und Bananenstauden entfaltet sich eine unglaubliche Blütenpracht. Dazwischen, an einem kleinen Fluss, liegen die Bungalows. Komfortabel, sauber, preiswert und vor allem ruhig! Das Restaurant ist eine überdachte Terrasse, nach drei Seiten offen. Auf vier Meter hohen Stelzen errichtet, thront es über dem Garten, der Blick ist berauschend. Aus der bewaldeten Umgebung ragen bis zu hundert Meter hohe, verwitterte Kalksteinformationen. Von Grün überwuchert, teilweise aneinandergereiht, ähneln sie den buckligen Rücken urzeitlicher Saurier.

Die Frau gefällt mir. Souverän führt sie den Laden und ihr Personal, jeder bekommt ihre Aufmerksamkeit, sie bedient, kocht, organisiert, arrangiert, immer freundlich und sichtlich gut gelaunt. Das meiste Obst und Gemüse, dass hier serviert wird, stammt

aus dem eigenen Garten, zudem züchtet sie spezielle Kräuter und Gewürze oder sammelt sie im Dschungel.

Dort sind auch wir heute unterwegs. Eine kleine Wanderung, nichts Anstrengendes bei dieser Hitze. Während der Rast an einem Fluss lernen wir Sepp und seine Frau kennen. Die beiden Tiroler aus dem Schnalstal sind zum wiederholten Mal in Thailand unterwegs, erkunden das Land auf eigene Faust. Wir sitzen am Wasser, rauchen, und Sepp erzählt von Tirol und seinem Weinberg. Er ist Hobbywinzer, baut ökologisch an, gibt sich mit bescheidenem Ertrag zufrieden. Als wir uns verabschieden, lädt er uns ein. Falls es uns einmal in seine Heimat verschlägt, sollen wir nur nach dem Sepp fragen, der den Wein macht, jeder wüsste dann Bescheid. Das klingt gut.

Stunden später genießen wir die Annehmlichkeiten unserer Unterkunft. Faul in den Hängematten liegen, Cocktails zum Sonnenuntergang, gebratenes Fleisch, Wildkräuter und kunstvoll geschnittenes Obst zum Abendessen, angenehme Unterhaltung mit der Chefin. Sie empfiehlt eine Tour zum Stausee des Nationalparks und wir sagen spontan zu. Am anderen Morgen werden wir abgeholt, und auf der Ladefläche eines Pickup-Trucks sind wir ungefähr 40 Minuten unterwegs. Mit uns ein junges Pärchen aus Europa. Er, Pole, und seine Freundin aus der Türkei wohnen und arbeiten seit einiger Zeit in London und sind per Rad unterwegs. Von England quer durch Europa nach Asien bis Indien, dann ein erster Flug. Von Thailand aus wollen sie weiter nach Süden und in Australien soll die Tour enden. Weiterhin ein Lehrerehepaar aus der Schweiz mit ihren beiden Kindern. Sie verbringen das Winterhalbjahr in Südostasien und unterrichten die Mädchen unterwegs selbst. Wie praktisch. Am Stausee müssen wir unsere persönlichen Daten bei der Nationalparkverwaltung hinterlegen, dann besteigen wir ein Boot mit Außenbordmotor und rauschen über den See. Hindurch zwischen steilen Inseln schroffer Karstfelsen, vorbei an üppig begrünten Bergen. Abgestorbene Baumriesen recken ihre Kronen, Skeletten gleich, aus dem See. Hin und wieder ein anderes Boot. Gegen Mittag legen wir an einem Dschungelcamp an. An einem langen Bootssteg sind einfache Bambushütten über das Wasser gebaut, es gibt eine Küche und wir bekommen ein schlichtes Mahl. Es sind noch einige andere Touristen anwesend, die Atmosphäre entspannt. Das Schwimmen im klaren See ist zwar erfrischend, doch richtig wohl ist mir hierbei nicht. Mitten im Urwald, wer weiß, was sich da alles im Wasser tummelt. Entsprechend kurz ist mein Bad. Nach einer längeren Pause geht es weiter. Erst mit kleineren Booten, dann zu Fuß durch den Wald. Schon am Vorabend wurden wir instruiert, Wertgegenstände, Pässe und empfindliche Gegenstände zurückzulassen, leichte Kleidung zu tragen, Taschen – oder besser noch Stirnlampen mitzunehmen. Für kleine Kameras wäre in den wasserdichten Päckchen unserer Guides Platz, denn wir würden eine Höhle durchqueren, müssen darin kurz durchs Wasser, eventuell schwimmen. Vielversprechende Aussichten. Und sie werden erfüllt! In Begleitung zweier lustiger thailändischer Führer dringen wir zügig in den Dschungel vor. Eine halbe Stunde später ist die Höhle erreicht. In einer Felswand öffnet sich der schwarze Schlund. Uns kommt eine andere Gruppe Westler aus der Dunkelheit entgegen. Finstere, erschöpfte Gesichter, selbst ihren Guides ist das Lachen vergangen. Merkwürdig. Wir folgen unserem Führer in die Finsternis, ich bleibe unmittelbar hinter ihm, er hat die hellste Lampe. Nach drei Minuten ist der Höhleneingang verschwunden, kein Tageslicht mehr, wir bewegen uns im Schein der Taschenlampen. Während wir langsam und konzentriert vorwärts tasten, entpuppt sich unser Führer als wahrhafter Scherzbold. Zuerst weist er auf die Tausenden Fledermäuse

hin, erwähnt irgendwas von Vampiren. Allerdings zehn Meter über unseren Köpfen. Beim nächsten Highlight vergeht den ersten das Lachen. Unmittelbar neben uns hocken einige kapitale Vogelspinnen und Hunderte kleinere Verwandte auf einem Felsen. Weiter führt der Weg durch einen Bach, der zunehmend tiefer wird und bald locker bis über die Knie reicht. Bewundernswert die Ruhe und Disziplin der beiden Kinder, die direkt hinter mir laufen. Sieben und neun Jahre alt. Kein Kreischen, Jammern und ängstliches Rufen, im Gegenteil. Für sie ist das ein phantastisches Abenteuer. Als nächstes erschreckt mich der Thai mit einem Frosch, hält ihn mir direkt vor mein Gesicht. Groß, rabenschwarz und fett glotzt mich das Tier an, wahrscheinlich geblendet von meiner Stirnlampe. Die Höhle wird gelegentlich schmaler, die Deckenhöhe schrumpft, enge Passagen in hüfttiefem Wasser sind zu überwinden, ein Ende ist nicht in Sicht. Nichts für Klaustrophobiker. Knapp einen Kilometer sei die Höhle lang, aber wir hätten es bald geschafft, beruhigen uns die Begleiter. Wir bleiben oft stehen, warten auf Nachzügler. Unheimlich sieht es aus, wenn die Lichtkegel ihrer Lampen aus der Finsternis schaukelnd näher kommen. Irgendwann laufen wir nur noch im Wasser, dass jetzt kälter und reißender wird. Wiederholter Stopp und Sicherheitserklärungen. Im Wasser geht es über schlüpfrigen Fels zwei, drei Meter steil nach unten. Zum Festhalten dient ein zerschlissenes Hanfseil, dem wir dann schwimmend folgen sollen. Mir ist unwohl, den meisten anderen sicherlich auch. Obendrein versagt die Halterung meiner Stirnlampe. Sie fällt ins Wasser, und obwohl das kleine Wunderwerk der Technik weiter leuchtet, nützt es mir nicht viel, da ich sie einstecken muss. Zum Schwimmen brauche ich beide Hände. So folge ich blind dem Seil durchs Wasser, keinen Boden unter den Füßen. Nach 20 Metern eine Biegung, es wird wieder heller, dann stapfen wir triefend nass aus der Höhle ins Freie. Alle haben ihre gute Laune behalten, vorübergehende Ängste sind verflogen, ich brauche eine Zigarette. Froh, alles gut überstanden zu haben, rasten wir einen Moment, lachen, wringen die nasse Kleidung aus. Ein weiterer Dschungelmarsch folgt, wir haben es eilig. Nach Einbruch der Dunkelheit möchte niemand über den See fahren. Doch unser Timing ist perfekt. Während die Sonne untergeht und die Landschaft orangerot illuminiert, gleitet das Boot zum Hafen zurück.

Im Resort erwarten uns abermals kulinarische Feinheiten aus dem Dschungel. Wir werden verwöhnt und bei einigen Gin-Tonic diskutieren wir die Weiterreise. Obwohl Touristenhochburg Nr.1 und nicht mit dem besten Ruf behaftet, wollen wir Phuket eine Chance geben, vielleicht findet sich ja ein lauschiges Plätzchen. Der erste Bus am Morgen bringt uns in das vermeintliche Urlaubsparadies, 24 Stunden später verlassen wir es wieder. Ohne Worte! Erwähnenswert bleibt allerdings folgende Episode. Leicht frustriert durch widrige Umstände streben wir abends unserer Unterkunft zu, als ich aus einer Bar heraus freudig begrüßt werde. Ein alter Bekannter aus Berlin hat sich hier an der Südwestküste Phukets niedergelassen und mit dem Erbe seines Vaters eine kleine Bar und einen Mopedverleih eröffnet. Ich hatte keine Ahnung wo, um so größer ist die Überraschung. Wir haben uns etliche Jahre nicht gesehen, die Freude ist entsprechend und die Nacht wird lang! Wir besuchen zusammen den Treffpunkt der ortsansässigen Motorradfreaks, eine Kneipe Namens „Easy Rider“. Eine thailändische Rockband spielt sich gerade in Ekstase, dabei lernen wir einige Gestalten der hiesigen Szene kennen. In der Billardbar eines ausgewanderten Leipzigers stürzen wir endgültig ab. Es ist bereits hell, als wir unsere Betten finden. Wenig Schlaf, scharfe Suppe für den Kreislauf zum Frühstück und dann ab nach Khao Lak. Eine halbe Bus-

stunde nördlich der Insel liegen lange Sandstrände, ruhige Hotels, Erholung ist in Aussicht. Leider wütete im Dezember 2004 der Tsunami in Khao Lak am heftigsten, deshalb hatten wir anfänglich Bedenken, doch diese werden bei der Ankunft sofort zerstreut. Jetzt, 14 Monate danach, sind von der Katastrophe nur noch wenige Spuren zu finden, zumindest in materieller Hinsicht. Die seelischen Verletzungen der Bewohner heilen nicht so zügig, wenn überhaupt. Ich war vor einigen Jahren schon einmal hier, erkenne aber nichts wieder. Das Wasser hat fast alles zerstört oder es wurde anschließend abgerissen. In kurzer Zeit ist der gesamte Ort völlig neu entstanden und gebaut wird weiterhin. Eine unglaubliche Leistung! Die ersten Gäste lassen sich auch wieder blicken. Etliche Hotelanlagen haben soeben eröffnet, warten auf Besucher und locken mit günstigen Konditionen. Die erste Nacht schlafen wir mondän, klimatisiert, zum Sonnenuntergang Barbecue am Strand. Den Rest der Woche geht's einfacher zu und nach meinem Geschmack gemütlicher. Bungalow am Waldrand, jenseits des Strandes, großer Garten, kleiner Preis. Die folgenden Tage passiert nicht viel. Abhängen, Lesen, lange Strandspaziergänge. Dabei fallen kleine Plakate und Blumen an Bäumen auf. Anzeigen zur Erinnerung an die Toten und Vermissten oder Dank der Überlebenden. Ursprünglich fiel mir die konkrete Vorstellung von der Wucht einer solchen Flutwelle schwer, ein unheimliches Mahnmal am Strand hilft meiner Vorstellungskraft. Zehn massive Bungalows aus armiertem Beton, einst aufgereiht ungefähr 30 Meter vom Wasser entfernt, wurden aus ihren Fundamenten gerissen und stehen nun wild durcheinander. Fenster, Türen, Dächer, alles weg gefegt, die blanken Rohbauten blieben zurück. Ein trauriges Gefühl und die Frage, ob ich hier unbeschwert Urlaub verbringen sollte, steigen auf. Eine Antwort erhalte ich von der Kellnerin beim Mittagessen. Sie war zu besagtem Zeitpunkt vor Ort, hat zahlreiche Freunde verloren, Entsetzliches miterlebt, doch wo sollte ich hin, so ihre Frage. Was sollten die Leute tun? Dies ist ihre Heimat und sie wollen hier leben. Die Toten nicht vergessen, wieder aufbauen und hoffen, dass die Touristen zurück kehren, denn das sichert den Lebensunterhalt der Einheimischen. Nach vorn blicken, eine Tugend, die mir in Südostasien oft begegnet.

Christoph verschwindet nach vier Tagen, er muss nach Deutschland. Ich habe noch eine Woche, bevor mein Heimflug startet und versuche, weiteren zwei Tagen Faulenzens etwas abzugewinnen. Dann erdrückt mich Langeweile. Ein mir sonst unbekannter Zustand. Packen und mit dem nächsten Bus nach Surat Thani, von da den Zug nach Bangkok. Ich brauche eine Dosis Großstadt.

Den Schnellzug am Mittag verpasse ich um eine einige Minuten, Also warten, wie einige andere auch. Surat Thani ist für Traveller nur Durchgangsstation, die wenigsten bleiben über Nacht. Hier ist man Wartende gewohnt, das Guesthouse „Queen“ am Bahnhof bietet entsprechenden Service und das beleibte Oberhaupt des Familienclans thront überwachend hinter der Kasse. Für einen Dollar darf geduscht werden, das Essen ist nicht schlecht, Computer stehen bereit und zwischen zwei Spielfilmen laufen gerade Nachrichten. Massenproteste in Thailand. Das Volk ist unzufrieden mit dem derzeitigen Ministerpräsidenten Thaksin. Ich versuche mich auf meine elektronische Post zu konzentrieren, als hinter mir eine Schwedin kollabiert. Gerade noch saß sie mit ihrer Freundin ruhig am Tisch, beide jung, schlank und schön, nun ist der Wahn in sie gefahren. Ein Veitstanz wie aus dem Bilderbuch, sie hält sich abwechselnd den Mund, die Kehle, springt wie von Taranteln gebissen um den Tisch. Ihr brauner Teint schlägt um ins zinnoberrote. Als sie wieder Schreien kann, läuft das

Personal zusammen. Klarer Fall, da hat ihr doch jemand Chili ins Essen getan! Es brennt. Weinend stammelt sie diese Worte, immer wieder, fast wie ein Mantra. Vielleicht war es der Koch, wende ich ein – will witzig sein, die Situation „entschärfen“ – und werde mit tödlichen Blicken bedacht. Die Thais sind besorgt, empfehlen ihr puren Reis, ein Joghurt wird gebracht, auch das lindert. Doch die Ärmste schmolzt, weigert sich etwas anderes als ihr mitgebrachtes Wasser über die Schmerz verzerrten Lippen zu bringen. Hoffnungslos. Die Mädchen lassen die Teller stehen, schultern ihre Monumentalrucksäcke, weigern sich zu bezahlen und torkeln unter der Last ihrer tragbaren Kleiderschränke davon. Zugegeben, manche thailändischen Gerichte sind wirklich gewöhnungsbedürftig, die meisten Touristen wissen das, doch gleich einen solch Herzynfarkt verdächtigen Aufriss hinzulegen?

Vier Ungarn am Nachbartisch kriegen sich vor Lachen kaum ein, auch die Kellnerinnen und die Jungs aus der Küche können sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Später, ich sitze schreibend am Tisch mit Blick zur Straße. Die Vorderfront des Lokals ist offen, bietet besten Logenplatz für das Geschehen Drinnen und Draußen. Mir gegenüber ein ergrauter Mittfünfziger. Er trägt ein T-Shirt mit dem Aufdruck „Koh Phangan – Fullmoonparty“. Auf der kleinen Insel im Golf von Thailand, nördlich von Koh Samui, rasten mondphasenbedingt alle vier Wochen Zehntausende, mehr oder weniger junge Leute aus aller Herren Länder, kollektiv aus. Unter Zuhilfenahme diverser Chemikalien, Alkohol oder anderer Drogen versucht die Jugend der Welt sich zu amüsieren, dabei zu sein. Eine Bespaßung von recht abseitigem Unterhaltungswert, die auch ihre Opfer fordert. Baden bei Nacht, nachdem der Körper die kognitiven Fähigkeiten quittiert hat, kann schnell zum letzten Ausflug werden. Francois, so der Name des Belgiers, war dort und berichtet detailliert. Plötzlich erscheint ein Thailänder, der Eddy Murphy frappierend ähnlich sieht. Nur ist der Asiate extrem tätowiert, ziemlich aus dem Gleichgewicht und kiloweise mit Schmuck und Amuletten behängt und durchstochen. Das Personal sieht's mit Grausen. Doch der Kerl ist friedlich, dreht eine Runde durch das Lokal, erzählt, schreit, lacht, bekommt etwas Geld zugesteckt und verschwindet. Im Laufe des unterhaltsamen Nachmittages schauen noch ein Elefant und sein Besitzer vorbei, sowie ein dreibeiniger Hund. Trotz seines Handikaps springt er geschickt zwischen den Tischen umher, bettelt und erhält hier und da einen Bissen. Ein Taxi erregt meine Aufmerksamkeit, denn auf der Heckklappe prangt das Konterfei Osama bin Ladens als Aufkleber. Ist das Verehrung oder als rollender Steckbrief gedacht? Lässt sich schwer beurteilen.

Kurz vor Abfahrt des Zuges lerne ich Hong kennen. Ein junger Mann aus der Gegend, er will ebenfalls nach Bangkok, studiert Motorenbau. Er träumt von einer Karriere als Ingenieur im Formel 1 Zirkus, am liebsten bei Ferrari. Ich mag Menschen die träumen können, ermuntere ihn.

Der Zug kommt pünktlich, ich klettere in mein Bett, schlafe wunderbar und 10:00 Uhr am kommenden Morgen bin ich wieder in der Hauptstadt.

Shoppingcenter, Wolkenkratzer, Stau auf zehnspurigen Straßen, kurzum, Glas, Beton und Stahl hatte ich auch schon in Seoul, Shanghai und Hongkong. Doch in Bangkok ist das irgendwie anders. Etwas kommt hinzu. Sind es die über 400 Tempel, der Duft aus den Küchen, der sich unter Abgase mischt, die lockere Art der Thais, ich kann es nicht genau sagen. Vielleicht die Kombination von alledem. Hektisch, aber trotzdem irgendwie relaxt, etwas Zeit ist immer. Das Tempo ist gemäßigter.

Leider klettern die Temperaturen mittlerweile auf 38 Grad Celsius, die Luft ist am Schwitzen, der Tourist auch. In meinem Fall helfen erfrischende Getränke und pulsbeschleunigende Mahlzeiten und davon gibt es hier reichlich.

Die letzten Tage schlemme ich mich nochmals durch die verschiedensten asiatischen Regionen, spaziere durch Tempelanlagen, ergötze mich am Angebot verschiedener Märkte, kaufe ein. Allerlei Nützliches auch einige „Staubfängereien“. Dann eine letzte lange Nacht mit illustren Gästen. Es ist kurz vor Mitternacht, schweren Fußes – ich komme von einem Feinschmeckergelage – bin ich auf dem Weg ins Bett. In einer kleinen Straße vernehme ich plötzlich Jazzmusik, und das in eigentümlicher Qualität. Ein findiger Thai verkauft Bier und Cocktails aus seinem Kleinbus. Auf dem Gehweg hat er drei Tische und einige Stühle platziert, den Strom für das Kühlaggregat und die Musik kommt aus dem bereits geschlossenen Laden dahinter. Das Schmuckgeschäft eines Freundes, wie er mir erklärt. Ein Blick in sein Gefährt bestätigt meine Vermutung: hier dreht sich Vinyl auf dem Plattenspieler. Stolz zeigt er mir seine bescheidene, aber erstklassige Auswahl. Umgehend nehme ich Platz, und da er keine weiteren Gäste hat, lade ich ihn ein. Zu nächtlicher Stunde in einer ruhigen Seitenstraße im Moloch Bangkok bei Gin Tonic und dazu der sanfte Sound von Chet Baker und Art Blakey. Filmreif. Besser geht es nicht. Und Kob, so heißt der clevere Barmann, setzt einen drauf und holt uns edle Zigarillos aus den Tiefen seiner Schatzkiste. Perfekt!

Die wenigen Nachtschwärmer, die in dem Viertel unterwegs sind, laufen allerdings weiter, zeigen kaum Interesse. Schade für Kob, doch mir ist es recht. So haben wir ungetrübten Musikgenuss und können reden. Er musste aus finanziellen Gründen sein Studium unterbrechen, spielt selbst in einer Band. Zum Geld verdienen reicht das nicht, deshalb der Job bei Nacht mit der temporären Bar. Seine Leidenschaft für den Jazz ist echt, kein Werbetrick für westliche Touristen, wie er mir versichert. Ich glaube ihm, denn er kennt sich aus. Erzählt von seltenen Aufnahmen einiger Jazz-Größen, weiß Details über Labels und Interpreten, kennt wichtige Jahreszahlen. Er schildert sehr spannend die Schwierigkeiten, alte Vinylscheiben aufzutreiben, pflegt Kontakte in Asien und Übersee. Sein Enthusiasmus steckt an, ich möchte ihm helfen, leider ist mein Wissen darüber äußerst begrenzt. Zwar mag ich verschiedene Musiker, habe einige CD's, das ist aber auch schon alles. Ein Streifenpolizist schaut vorbei und bekommt seinen Drink. Auch er ein Freund und nachsichtig obendrein, denn nach Mitternacht ist öffentlicher Alkoholausschank verboten. Eine erzieherische Maßnahme der thailändischen Regierung. Später helfe ich ihm beim Zusammenräumen. Wir packen alles in sein Auto, wollen in eine andere Bar. Auch Freunde von ihm. Dort wird hinter verschlossenen Türen gezecht, Einlass nach Klopfzeichen und Gesichtskontrolle. Fast wie zu Zeiten der amerikanischen Prohibition. In der winzigen Bar sitzen ein Däne, ein junger Japaner und zwei Engländer, vor einigen Stunden erst aus Europa gekommen, nun schlaflos und durstig. Trotz diverser Sprachbarrieren - dem Japaner Jakamoto fehlt der Wortschatz, Kurt und John aus Leeds die saubere Aussprache, was nicht allein am Whisky liegt - ist die Stimmung bestens, und zu Lachen gibt es reichlich. Es wird bereits hell, als ich mit Kob in einem Straßenrestaurant eine Frühstückssuppe schlürfe, dann muss ich schlafen.

Der Rückflug nach Deutschland hat es in sich. Zum einen die Gepäckschlepperei. Meine Reisetasche liegt mit fünf Kilo über dem Limit der Fluggesellschaft, das Handgepäck verdient mit 15 Kilogramm diese Bezeichnung eigentlich nicht mehr. Beides wird vom Bodenpersonal beim Einchecken liebevoll „übersehen“. Zum anderen sind

da die enge Bestuhlung in der Billigklasse des arabischen Fliegers, ein rücksichtsloser Wüstensohn und das zweimalige Umsteigen auf dem Weg nach Frankfurt. Der Kaftan tragende Passagier auf dem Sitz vor mir lässt sich nach dem Start sofort und ohne Vorwarnung bis zum Anschlag nach hinten fallen. Ich habe meine Beine gerade in eine halbwegs schmerzfreie Position gebracht, da versucht der Typ mir die Knochen zu brechen. Ich bleibe freundlich, bitte um Nachsicht, ernte nur missmutiges Grunzen. Die Vermittlungsversuche der Stewardess scheitern ebenfalls, die Frau ignoriert er nur. Auf meinen Vorschlag, mit einer seiner beiden komplett verhüllten Frauen neben ihm zu tauschen, in ihrem Schoß kann er doch ungleich besser kuscheln, ernte ich bissige Worte und giftige Blicke. Keine Chance, der Typ bleibt stur und beharrt auf der für ihn bequemen Stellung. Glücklicherweise sind wir nicht lange unterwegs, in wenigen Stunden werde ich in Muskat umsteigen. Einen Teil des Fluges verbringe ich stehend neben der Bordküche, kurze Unterhaltungen mit den Stewardessen, ich bekomme Rotwein bis zum Abwinken und werde dann noch belohnt. Eine philippinische Stewardess versucht mich mit kleinen Süßigkeiten zu erfreuen, doch mein Gaumen springt eher auf scharfe Sachen an. Als ihre thailändische Kollegin ihr mitgebrachtes Essen auspackt, bin ich sofort hellwach. Der Duft nach würzigem Curry hängt sofort schwer im Raum. Meine Neugier ist offensichtlich, und freudestrahlend bietet sie mir von ihrer Mahlzeit an. Der Form halber ziere ich mich ein wenig, doch Widerstand ist zwecklos. Welch eine Geschmacksbombe nach der faden Bordverpflegung. Gerührt über so viel Fürsorge sind auch die Unausstehlichen zu ertragen.

Langes Warten im arabischen Scheichtum Oman, später nochmals Zwischenlandung in „Ichweißnichtmehrwo“, dann, nach vier Monaten, wieder heimischen Boden unter den Füßen. Sonntagmorgen, Frankfurt, eiskalt, alles dick verschneit, Chaos! Kein plötzlicher Wintereinbruch, nein, der tobt schon seit Wochen. Es hat geschneit und Deutschland ist überrascht! Kommt mir bekannt vor. Auf dem Schienenstrang nach Berlin: die Passagiere zugeknöpft, das Personal im Stress und serviceresistent. Ich frage die Zugbegleiterin nach einer Telefonmöglichkeit, will mich abholen lassen, unmöglich. Ich müsse für 15 Euro eine Telefonkarte erwerben oder einen der Mitfahrer um sein Handy bitten. Ihres kann sie, da im Dienst, nicht verleihen. Das wäre doch ein Dienst, versuche ich zu kontern, blicke in ihr Gesicht und gebe auf. Am Ostbahnhof in ein Taxi und ab nach Hause. Meine aufmerksame Nachbarin hat die Wohnung geheizt und den Kühlschrank voll gepackt. Als wir beim ersten Sekt sitzen, beginnt es auch in Berlin zu schneien.

In die Freude, wieder gesund zu Hause zu sein, mischt sich die Trauer über das Ende einer wunderbaren Reise. Es werden Monate vergehen, richtig anzukommen, zu arbeiten und die qualvolle Frage: Wann kann ich wieder los?